

Regieren und glauben
Der evangelische Hinter-
grund von Angela Merkel
hat ihr Wirken durchaus
geprägt. HINTERGRUND 2



Foto: Christian Aeberhard

Kirchenräume im Wandel
Was tun, um Kirchen bes-
ser zu nutzen? Ein Blick
nach Basel zeigt, was alles
möglich ist. DOSSIER 5-8

«zVisite»
Die interreligiöse Beilage
berichtet von der Kraft
der Worte über Gott und
Religion. SEITEN 13-20

Kirchgemeinden
Wissenswertes über Ihre
Kirchgemeinde lesen Sie
in Ihrer Gemeindebeilage
im 3. Bund. AB SEITE 11

reformiert.

Graubünden
Bündner Kirchenbote

Die evangelisch-
reformierte Zeitung

Nr. 11/November 2021
www.reformiert.info

Post CH AG

Vom Geben zum Nehmen – es regt sich Widerstand

Organspenden Jeder Mensch soll grundsätzlich als Spender gelten. Das hat das Bundesparlament entschieden. Aus theologischer und ethischer Sicht gibt es dagegen einige Vorbehalte.

Wie bringen wir mehr Menschen zum Organspenden? Das beschäftigt die Politik seit Jahrzehnten. Die «erweiterte Widerspruchslösung» soll es jetzt richten. Doch so klar das Bundesparlament im September Ja zu diesem Gegenvorschlag zur Organspendeinitiative sagte, so klar ist die ablehnende Haltung im Umfeld von Kirchen und Ethik.

«Der Rat der EKS hat sich für die Erklärungslösung bei der Organspende ausgesprochen», sagt Frank Mathwig, Beauftragter für Theologie und Ethik bei der Evangelischen Kirche Schweiz. Im Gegensatz zur Widerspruchslösung würde diese die Würde, Freiheits- und Integritätsrechte schützen. Und ein Punkt werde, so Mathwig, kaum diskutiert: «Kann ich als Empfänger mit einem Organ weiterleben wollen, von dem ich nicht weiss, ob es die verstorbene Person wirklich aus freien Stücken spenden wollte?»

Ein Paradigmenwechsel

Die Theologin und Medizinethikerin Ruth Baumann-Hölzle plädiert ebenfalls gegen die Widerspruchslösung. Sie stört sich besonders am Prinzip: «Es geht um einen Paradigmenwechsel von der Würde des Menschen zu seinem Nutzen.» Damit nehme der Staat in Kauf, auch Menschen Organe zu entnehmen, die das eigentlich nicht wollten. «Diese Entwicklung zum instrumentellen Umgang mit dem Menschen als Mittel für andere Zwecke widerspricht der Menschenwürde.»

Baumann-Hölzle ist Mitglied des überparteilichen Referendumskomitees, das Mitte Oktober in Aktion trat. Das Komitee bringt vor, dass bei einer Widerspruchslösung alle Menschen umfassend über ihre Möglichkeiten und eine Organentnahme informiert werden müssten. Doch: «Es ist völlig unrealistisch, dass dieses Ziel erreicht werden

Drei Modelle

Der Nationalrat will die erweiterte Widerspruchslösung bei Organspenden: Jede verstorbene Person ist automatisch Organspenderin, falls von ihr oder den Angehörigen kein Veto vorliegt. Noch gilt die erweiterte Zustimmungslösung: Für die Organentnahme braucht es hier ein Ja des Spenders oder der Familie. Und bei der Erklärungslösung müssen sich alle Menschen äussern, gelten aber nur bei einem expliziten Ja als Spender.

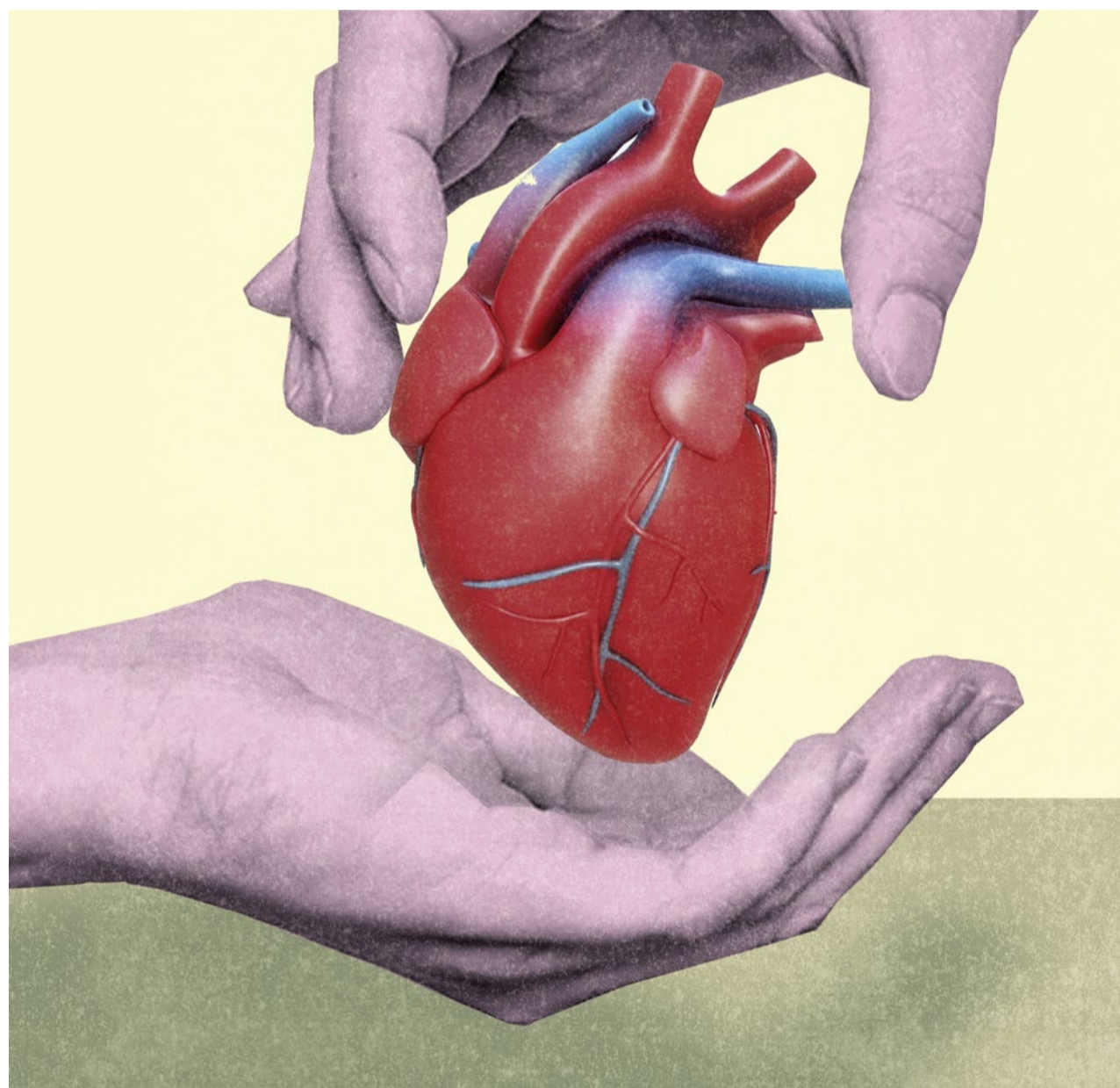


Illustration: Patric Sandri

kann», heisst es auf der Website für das Referendum. Ferner müsse jeder Mensch frei sein, sich überhaupt damit zu beschäftigen, und Angehörige sollten nicht im Moment eines schweren Verlustes entscheiden müssen.

Für die Erklärungslösung

Ferner haben sich sowohl die Nationale Ethikkommission als auch die Evangelische Volkspartei (EVP) gegen die Widerspruchslösung ausgesprochen. Sie unterstützen ebenfalls die Erklärungslösung. Mit dieser müssten alle Menschen regelmässig aufgefordert werden, sich mit dem Thema Organspenden auseinanderzusetzen und sich dazu zu äussern. Ohne explizit erfolgte und festgehaltene Zustimmung würden keine Organe entnommen.

Mitte-Nationalrätin Ruth Humbel wiederum hat im Parlament für die erweiterte Widerspruchslösung gestimmt, welche die Angehörigen ein-

bezieht. Die Würde des Menschen werde gewahrt, so Humbel: «Es wird niemandem gegen seinen Willen ein Organ entnommen.» Und es sei jetzt schon so, dass es die Zustimmung der nächsten Angehörigen brauche, wenn keine Entscheidung der Person vorliege. Zudem würde wohl kaum jemand auf ein überlebensnotwendiges Spenderorgan verzichten. «Moralisch verantwortliches Handeln würde somit auch bedingen, dass man selbst zu einer Organspende bereit ist.» Zudem fordert Humbel eine Patienten- oder Versichertenkarte, die auch die Spendebereitschaft klärt.

Wirkung unsicher

Vor 2007, als das nationale Transplantationsgesetz mit der Zustimmungslösung in Kraft trat, galten kantonale Regelungen, wobei einige Kantone das Zustimmungs- und die meisten das Widerspruchsmo-

«Ein solcher Umgang mit dem Menschen widerspricht der Menschenwürde.»

Ruth Baumann-Hölzle
Theologin und Medizinethikerin

nung, dass die Widerspruchslösung zu vermehrten Organspenden führen könnte, ergibt sich laut einem bundesrätlichen Bericht international kein eindeutiges Bild. Und: Der Ländervergleich zeige, «dass auch mit der erweiterten Zustimmungslösung eine hohe Spenderate erreicht werden kann». Marius Schären

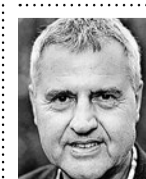
Kommentar

Eine Spende ist doch ein freiwilliges Geschenk

Das Leben an sich ist ein wunderbares Geschenk, eine intakte Gesundheit ebenso. Manche Menschen aber brauchen, um angesichts einer schweren Krankheit die Lebensqualität erhalten oder verbessern zu können, ja um überhaupt weiterleben zu können, ein neues Organ. Die moderne Medizin hat möglich gemacht – hat fast schon zur Routine gemacht –, was vor wenigen Jahrzehnten noch undenkbar gewesen wäre: ein zweites, geschenktes Leben durch eine Organspende. Alles andere als Routine aber ist nach wie vor der Umgang verantwortungsbewusster Menschen mit ethischen Fragen, die sich rund um die Transplantationsmedizin stellen. Davon nur eine: Auf ein Organ zu warten, bedeutet für die Betroffenen, auf den Tod eines anderen Menschen zu warten. Um das Geschenk einer lebensrettenden Organspende vorbehaltlos dankbar annehmen zu können, war bis anhin die Gewissheit Trost und Hilfe, dass das Geschenk freiwillig und ganz bewusst erfolgte. Und nicht etwa, weil der andere Mensch es zu Lebzeiten unterliess, seine Zustimmung explizit zu verweigern. Oder weil er keine Angehörigen hatte, die das posthum für ihn übernehmen konnten. Ist eine solche Organspende überhaupt noch eine Spende, ein Geschenk, über das ich mich als Organempfänger freuen kann?

Breite Diskussion im Volk

Dieses ethische Dilemma letztlich ausgerechnet auf jene Menschen zu verlagern, die dringend auf ein neues Organ angewiesen sind, ist ein grosser Schwachpunkt der Widerspruchslösung. Der von der Nationalen Ethikkommission ins Spiel gebrachte dritte Weg, die «Erklärungslösung», fokussiert zwar ebenfalls auf die Spender- und nicht auf die Empfängerperspektive, will aber eine breite Auseinandersetzung der Bevölkerung mit dem Thema anstossen. Eine solche wird nun möglich, nachdem ein überparteiliches Komitee doch noch ein Referendum gegen die Vorlage angekündigt hat.



Thomas Illi
«reformiert.»-Redaktor
im Aargau



Gräber und Trauernde zeugen in Armenien von den Soldaten, die im letztjährigen Krieg um Bergkarabach ihr Leben liessen.

Foto: Reuters

«Werden die Armenier in einem unabhängigen Staat leben oder in einer weltweiten Diaspora überleben müssen?»

Ruben Melkonyan
Professor in Jerewan

Militärberatern, syrischen Dschihadisten sowie türkischen und israelischen Drohnen. Damit war die militärische Übermacht Aserbaidschans erdrückend und Armeniens Chancen auf Verteidigung von Beginn an gleich null.

Der Krieg endete 44 Tage später – er hat die geostrategische Karte der Region fundamental verändert. Aserbaidschan war der Sieger. Sein engster Alliiertes im Krieg, die Türkei, tritt nun als zielstrebigere Akteure im Südkaukasus auf. «Man sagte mir, Krieg sei keine Lösung», erklärte Aserbaidschans Präsident Ilham Alijew mehrmals. «Doch ich sage, Krieg ist die Lösung.»

Geschichte wiederholt sich Armenien war der Besiegte. Abgesehen von den fast 4000 toten und 11 000 verstümmelten Menschen wurde seine militärische Kapazität zerstört, seine Doktrin der Verteidigung gebrochen. «Wir haben ihre Armee vernichtet», triumphiert Aserbaidschans Präsident Alijew. «Ich werde dafür sorgen, dass sie nie mehr eine bekommen.»

«Werden die Armenier in einem unabhängigen Staat leben oder, in aller Welt zerstreut, als Diaspora überleben müssen?», fragt Ruben Melkonyan, Leiter der Fakultät für Orientalistik an der Universität Jerewan. Er vergleicht die heutige Krise seines Landes ohne Zögern mit der Zeit nach dem Genozid von 1915. Damals schickten die türkischen Machthaber die Armenier des Osmanischen Reichs auf Todesmärsche. Über eine Million Menschen gingen dabei elend zugrunde, ihre Jahrtausende alte Kultur in Anatolien wurde ausgelöscht. Und heute scheint das Überleben eines souveränen Armeniens einmal mehr in Frage gestellt. Amalia van Gent

Leben in der Angst, die Heimat zu verlieren

Armenien Nach dem Krieg um Bergkarabach hat sich die Lage in Armenien alles andere als entspannt. Viele Menschen fragen sich bange, ob ihr Staat demnächst seine Unabhängigkeit verliert.

Trauer, Verunsicherung und ein allumfassendes Gefühl der Ohnmacht prägen die Grundstimmung in der armenischen Hauptstadt Jerewan im August. «Aserbaidschans Präsident Ilham Alijew spielt mit den Ängsten der armenischen Bevölkerung in einem gnadenlosen Katz-und-Maus-Spiel», erklärt Benyamin Poghosyan, Leiter des «Zentrums für politische, wirtschaftliche und strategische Studien», im persönlichen Gespräch. Die Dosis der Einschüchterung werde dabei jedes Mal um eine Spur erhöht.

Der junge Schriftsteller Grigor Shashikyan fragt sich: «Was muss

Ilham Alijew für ein Mensch sein, wenn er auch ein Jahr nach dem Krieg Dutzende armenische Kriegsgefangene in aserbaidschanischen Gefängnissen und deren Lieben zuhause in Angst verkommen lässt?». Shashikyan ist entsetzt.

Seit aserbaidschanische Truppen am 12. Mai willkürlich mehrere Kilometer tief ins armenische Territorium auch im Süden des Landes vorgestossen sind, zieht die Reiseunternehmerin Aelita Tschobanyan vor, nur für den Zeitraum von höchstens einer Woche zu planen. Der Waffenstillstand vom 10. November 2020 hat dem Krieg zwi-

schen Aserbaidschan und Armenien offiziell zwar ein Ende gesetzt. Dennoch sind viele Menschen in Armenien davon überzeugt, dass sie ihr Schicksal nicht mehr selber bestimmen können.

Die Lebensader abgeschnürt

Am 25. August sperrten aserbaidschanische Truppen die Autobahn, welche die südarmenischen Städte Goris und Kapan verbindet und weiter südlich nach Iran führt. Ohne Absprache mit der armenischen Regierung, ohne Vorwarnung. Dabei bildet diese Strasse die wichtigste Verkehrsader im Süden Armeni-

ens. Ein Grossteil des bilateralen Handels mit Iran wickelt sich über diese Route ab. Die plötzliche Blockade der für Armeniens Wirtschaft so lebensstiftenden Autobahn ist bezeichnend für die neue Realität, die nach dem letzten Krieg um Bergkarabach auf dem Kaukasus entstanden ist und die der Sieger Aserbaidschan das besiegte Armenien gerne spüren lässt.

Der Krieg begann am 27. September 2020, als Aserbaidschan das kleine, damals ausschliesslich von Armeniern besiedelte Bergkarabach angriff. Aserbaidschans Truppen wurden unterstützt von türkischen

Die protestantische Krisenkanzlerin

Politik Über ihren Glauben sprach Deutschlands Langzeitkanzlerin Angela Merkel selten, geprägt hat er die Pfarrerstochter aus der DDR dennoch.

Ohne Umschweife outet sich Christina Aus der Au als Merkel-Fan: «Sie ist eine supercoole, ganz und gar uneitle Frau», sagt die Theologin über die deutsche Kanzlerin, die nach 16 Jahren im Amt bei der Bundestagswahl nicht mehr angetreten ist und nun noch im Amt bleibt, bis die neue Koalitionsregierung steht.

Aus der Au moderierte 2017 am evangelischen Kirchentag in Berlin ein Gespräch mit Angela Merkel und dem früheren US-Präsidenten Barack Obama. Sie beschreibt einen Moment abseits des Podiums, als sich die prominenten Gäste für einen Fototermin formierten. Obama ging vorne etwas in die Knie, so

dass Merkel ihm hätte den Fuss auf die Schulter stellen können. «Ich habe ihr das pantomimisch signalisiert», erzählt Aus der Au. Merkel habe prompt eine entsprechende Bewegung angedeutet. «In unserem verschwörerischen Grinsen war alle Frauenpower der Welt gegen die mächtigen Männer vereint.»

Aus der Deckung gekommen

Ihren Glauben deklarierte Merkel, die als Pfarrerstochter in der ehemaligen DDR aufgewachsen ist, zwar als Privatsache. Doch die Christnachtsfeier in den Winterferien in Pontresina liess sie selten aus. Und am Reformationstag 2014 folgte sie

der Einladung in die Maria-Magdalenen-Kirche in Templin, in der sie konfirmiert worden war.

In ihrem Vortrag bezeichnete die Kanzlerin die Freiheit als zentralen Begriff der christlichen Botschaft: «Gott wollte keine Marionetten, keine Roboter, keine Menschen, die einfach tun, was sie gesagt bekommen.» Als politische Herausforderungen, bei denen ihr der Glaube besonders wichtig wurde, nannte sie «Fragen von Krieg und Frieden».

Ihr Politstil sei gekennzeichnet durch «protestantische Kargheit und christliche Ethik». So formulierte es die einstige Bischöfin und Reformationsbotschafterin Margot Kässmann im NDR-Podcast «Mensch Margot». «Dass sie evangelisch ist, war ihr anzumerken.» Insbesondere in der Flüchtlingskrise 2015, als sich die CDU-Politikerin gegen die Schliessung der Grenzen entschied.

Es war die Zeit, als Angela Merkel ihre Zurückhaltung ablegte und sich ungewohnt pointiert äusserte. In Erinnerung bleibt ihr Satz, mit dem sie der aggressiven Kritik an



Foto: Anatol Kotte/Laif

«Freiheit ist der zentrale Begriff der christlichen Botschaft.»

Angela Merkel
Deutsche Kanzlerin seit 2005

ihrer Flüchtlingspolitik entgegentrat: «Wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.»

Position der Aussenseiterin

Merkel-Biograf Ralph Bollmann betonte zuletzt in einem Interview mit dem «Standard» die ostdeutsche Herkunft der Kanzlerin. «Als Pfarrerstochter war sie in einer Aussenseiterposition.» Durch die «Erfahrung des Systemumbruchs» sei sie besser vorbereitet gewesen auf die jüngsten Krisen als viele westeuropäische Politiker. Demokratie und soziale Marktwirtschaft waren für Merkel nicht einfach Gewohnheiten, sondern Errungenschaften.

Vielleicht war es diese Prägung, die sie zu jener Kanzlerin machte, deren historische Leistung es ist, krisenfest gewesen zu sein. Jedenfalls hätte sie ohne die Ausnahme-situationen von der Finanzkrise bis zur Pandemie «kaum 16 Jahre lang regiert», sagt Bollmann. Felix Reich

«Sterben ist ein Ringen – wie Gebären»

Sterben Die assistierte Selbsttötung per Gesetz in Pflegeinstitutionen zu erlauben, sei falsch, finden Christina Tuor und Patricia Rolinger. Nötig sei aber eine breit geführte Debatte über das Thema.

Die Bündner Regierung will das Gesundheitsgesetz anpassen. Demnach sollen Personen in öffentlich unterstützten Pflegeeinrichtungen das Recht haben, auf Wunsch einen assistierten Suizid durchzuführen. Sie sind dagegen. Warum?

Patricia Rolinger: Die Anwesenheit der Pflegefachpersonen beim assistierten Suizid ist nicht Teil des Pflegeauftrags. Aber wir verweigern uns gesellschaftlichen Entwicklungen nicht. Wir reflektieren uns ständig und möchten nicht im Weg stehen, wenn jemand den Wunsch äussert.

Aber in Ihrer Institution ist es nicht möglich?

Patricia Rolinger: Nein, weil wir damit an unsere Grenzen stossen. Das haben wir gemerkt. Es kommt zu Haltungskonflikten mit weitreichenden Konsequenzen: Zusammenbrüchen, Kündigungen. Wichtig beim assistierten Suizid ist die menschenwürdige Umsetzung. Dazu braucht es klare Abläufe, Schulungen für das Personal und Kommunikation mit den Mitbewohnenden und Angehörigen und vielem mehr.

Gibt es kein Recht auf Selbstbestimmung am Lebensende?

Patricia Rolinger: Tatsache ist, dass der assistierte Suizid im Strafgesetzbuch verankert ist und dass nach dem assistierten Suizid eine behördliche Untersuchung erfolgt. Es gibt noch kein Gesetz im Kanton, welches den begleiteten Suizid in den Alters- und Pflegeheimen erlaubt. **Christina Tuor:** Der assistierte Suizid bleibt ein Suizid. Der Artikel 115 im Strafgesetzbuch erklärt Beihilfe zum Suizid zur Strafe, wenn sie aus selbstsüchtigen Gründen erfolgt. Mehr Sorgfaltskriterien haben wir nicht. Doch es braucht dazu die öffentliche Debatte und nicht die Einführung eines neuen Gesetzes. Ein Gesetz, das Institutionen vorschreibt, den assistierten Suizid zuzulassen, kann zum Dammbbruch führen, es ist ethisch unverantwortlich.

Inwiefern?

Christina Tuor: Aufgabe unserer Einrichtungen ist es, den Sterbeprozess zu begleiten. Wir hören gut hin, was sterbende Menschen brauchen, damit sie den Weg des Sterbens gut gehen können. Per Gesetz Institutionen zu verpflichten, auch assistierte Suizide durchzuführen, wäre eine massive Einschränkung unserer Autonomie. Bisher ist assistierter Suizid eine Möglichkeit, nun soll er Pflicht werden, das würde unseren professionellen Spielraum in der Begleitung alter und sterbender Menschen beschneiden. Der Druck auf Menschen, die pflegerisch und finanziell anspruchsvoll sind, von assistiertem Suizid Gebrauch zu machen, kann dann steigen.

Sie sind beide Mitglieder des Ethikbeirates der Psychiatrischen Dienste Graubünden. Was ist, wenn ein Mensch nur noch leidet?

Patricia Rolinger: Mir hilft der Gedanke an die Natur, die den Zeitpunkt bestimmt. Den Zeitpunkt des Sterbens kann der Mensch, wie auch den Zeitpunkt des Gebärens, zwar beeinflussen, aber nicht selbst festlegen. Er stellt sich ein, wenn es so weit ist. Fehlt dieser Prozess, fehlt den Menschen etwas.

Christina Tuor: Der assistierte Suizid ist kein selbstbestimmter Sterbeprozess, bei dem sich Angehörige, Ärzte, Pflegenden geeinigt haben, auf lebensverlängernde Massnahmen zu verzichten. Diese Differenzierung ist wichtig. Der assistierte Suizid, ich formuliere es provokativ, ist ein punktuell Ereignis. Eine Person unterstützt eine andere bei deren Tötung. Der eigentliche Sterbeprozess wird verhindert. Der Tod selbst wird tabuisiert, wenn er – so hörte ich – abends im halbblauen Altersheim vollzogen wird, ohne die Mitbewohnenden und das Personal einzubeziehen.

Fehlt uns also die Ehrfurcht vor dem Leben?



Im Gespräch: Christina Tuor (oben) und Patricia Rolinger.

Fotos: Caroline Staeger

Christina Tuor: Wir pflegten jahrhundertlang eine Kultur der Endlichkeit: Memento mori. Jetzt hat sich das verschoben, wir sind eine Gesellschaft der Geburtlichkeit, aber nicht im Sinne der Philosophin Hannah Arendt, die damit die Initiierung des persönlichen Neuanfangs meinte. Unsere Gesellschaft interessiert das ewig Junge, die Lebensverlängerung, manchmal um jeden Preis. Umgekehrt ist die Frage der Endlichkeit nicht mehr integriert in unserem Lebensentwurf. Suizidhilfeorganisationen haben einen Beitrag geleistet, indem sie bei dem Trend ansetzten, jedes Leben verlängern zu wollen. Doch welches Menschenbild hat jemand, der bereit ist, auf Wunsch einen anderen Menschen bei der Selbsttötung zu unterstützen? Ich habe Ehrfurcht vor Menschen, die ihren Sterbeweg gehen. Sie akzeptieren, dass das Leben ohne Sterben nicht zu haben ist. Für mich besitzt auch der leidende und verletzte Mensch Würde.

Damit argumentieren auch die Befürworter des assistierten Suizids.

Christina Tuor: Sie haben einen materialistischen Wert von Würde, orientiert an Kriterien wie dem Leiden oder der Krankheit. Menschenwürde heisst für mich die Heiligung des

Christina Tuor-Kurth, 58

Die reformierte Theologin unterrichtet Neues Testament an der Uni Basel und Religion, Ethik und Philosophie am Gymnasium im Kloster Disentis. Sie führt in Co-Leitung das Alters- und Pflegeheim in Cumpadials und lebt mit ihrer Familie in Val/Surrein.

Patricia Rolinger, 41

Bevor die ausgebildete Pflegefachfrau die Heimleitung des Pflegezentrums Glienda in Andeer und des Alters- und Pflegeheims Envia in Alvaneu übernahm, führte sie die Tagesklinik der Psychiatrischen Dienste Graubünden. Sie lebt mit ihrer Familie in Davos.

Lebens als Ganzes. Dazu gehört auch der Sterbeprozess. Selbst wenn er schwer ist.

Patricia Rolinger: Sterben ist ein Ringen, vielleicht wie das Gebären. **Christina Tuor:** Und genauso wenig, wie wir unseren eigenen Lebensanfang bestimmen, sollten wir unser eigenes Lebensende festlegen. **Patricia Rolinger:** Das wäre der natürliche Kreislauf. Interview: Rita Gianelli, Constanze Broelemann

Gepredigt

Vom Wert der Gemeinschaft, die trägt

«Lasst uns an der Hoffnung festhalten. Lasst uns aufeinander achten und uns zur Liebe und zu guten Taten anspornen! Lasst uns nicht unseren Zusammenkünften fernbleiben, sondern ermuntert einander, und das umso mehr, als ihr seht, dass der Tag naht!» (Hebr 10,24f.)

Der Apostel Paulus und der Präsident der Bündner Regierung Martin Cavigelli könnten, würden sie beide heute leben und sich begegnen, im Duett ein Lied singen aus Originalsätzen aus dem Hebräerbrief und dem Bettagsmandat. Paulus: «Lasst uns an der Hoffnung festhalten!» Cavigelli: «Ohne ein gesundes Polster an Grundvertrauen ist die Gestaltung einer Gemeinschaft nicht möglich.» Paulus: «Achtet aufeinander, spornet euch an zu guten Taten!» Cavigelli: «In anspruchsvollen Zeiten wie diesen ist ein Vorwärtstasten die weiseste Möglichkeit.»

Beide Männer sehen in der Gemeinschaft die Wurzel des Vertrauens jedes einzelnen Menschen. Beide fordern dazu auf, sich des Wertes der Gemeinschaft bewusst zu sein und dieser Sorge zu tragen. Ist dann unser Glaube, ist Kirche vom Grund her also eine politische Angelegenheit? Und ist es darum auch nicht erstaunlich, dass ein Politiker wie ein Pfarrer spricht?

Die Gemeinschaft trägt. Doch so eine Gemeinschaft braucht sehr viel Aufmerksamkeit. Die Kirche weiss sich getragen von einer ganz bestimmten Hoffnung: «Es naht der Tag!» Dann wird der Durst nach dem erfüllten Leben gestillt sein. Diese Hoffnung gilt es wach und lebendig zu halten. Müssen wir uns Sorgen machen um diese Hoffnung? Ich meine, nicht die Hoffnung habe sich verflüchtigt, sondern die ausdrückliche Grundlage der Hoffnung in der Kirche Jesu Christi.

Geändert haben sich auch die Wörter: Fürsorge heisst heute «Care». Care ist überall, wo wir früher Solidarität, Bewahrung der Schöpfung, Sorge und Fürsorge oder Nächstenliebe sagten. Care in der Pflege, in der Wirtschaft, in der Landwirtschaft und in Caring Communities, sorgenden Gemeinschaften. Womit Frauen einst begonnen haben, ist nicht mehr ein Thema nur der Frauen. Care hat sich demokratisiert und die ganze Gesellschaft erfasst. Eine vielschichtige Care-Bewegung ist entstanden. Auch die Jungen sind Feuer und Flamme. Es gibt sie, die sorgende Gemeinschaft. Sie ist nicht an die Frauen und die Kirchen oder an den Staat gebunden. Care, Sorge und Fürsorge ist Trend, weltweit, Generationen übergreifend.

Gepredigt am 5. September 2021 in Chur



Gisella Belleri
Pfarrerin in Masans

Aus dem Kirchenrat

Sitzung vom 21.9.2021

Personelles

Der Kirchenrat genehmigt die Provisionsverträge der Pastoralionsgemeinschaft Valposchiavo mit Pfr. Paolo Tognina und der Kirchgemeinde Davos Platz mit Pfrn. Jantine Schweizer. Er genehmigt den Stellvertretungsvertrag der Pastoralionsgemeinschaft Ilanz-Schnaus-Waltensburg/Vuorz mit Pfrn. Maria Wüthrich.

Fläsch

Der Kirchenrat setzt Elsbeth Gabathuler und Heinz Aeberhard als Kuratorin und Kurator der Kirche-

meinde ein. Sie werden ermächtigt und beauftragt, zu zweit als Kirchengemeindevorstand tätig zu sein. Im Herbst soll die Kirchgemeindeversammlung die Ersatzwahl für ein aus gesundheitlichen Gründen zurückgetretenes Vorstandsmitglied vornehmen und den Vorstand wieder handlungsfähig machen.

Pastors United

Der Kirchenrat bewilligt einen Beitrag von 1000 Franken zur Unterstützung des Kurzaufenthalts der Pastors United in Rom. Das Geld soll vorwiegend den jüngeren Teilnehmern zugutekommen.

Klimafreundliches Handeln

Der Kirchenrat nimmt einen Abschlussbericht der Arbeitsgruppe «Kirche und Umwelt» zur Kenntnis

und diskutiert das weitere Vorgehen. Der Bericht enthält eine Zusammenfassung der Ergebnisse sowie Empfehlungen.

Nothilfe

Der Kirchenrat bewilligt 2000 Franken für die notleidende Bevölkerung in Haiti, wo ein schweres Erdbeben mehr als 2200 Tote gefordert



Pastors United in Rom.

Foto: cb

hatte. Zudem sind Tausende verschüttet und schwer verletzt worden. Das Geld wird für Notunterkünfte und Hygieneeinrichtungen eingesetzt. Projektpartner ist das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen Schweiz (Heks).

Kirche im Tourismus

Der Kirchenrat nimmt die Kündigung der Fachstellenleiterin Cornelia Mainetti per Ende November zur Kenntnis.

Erwachsenenbildung

Der Kirchenrat wählt Fachstellenleiter Johannes Kuoni in die interkantonale Begleitkommission «Fokus Theologie» der Fachstelle für Deutschschweizer Projekte Erwachsenenbildung (wtb).
Stefan Hügli, Kommunikation

Diskussion ums Geld ist ein Dauerbrenner

Kirchensteuer Sind die Kirchen ihr Geld wert? Oder gäbe es andere Modelle zur Finanzierung? Dieser Frage stellen sich Vertreterinnen und Vertreter aus Politik und Religion am nächsten Wissenschaftscafé in Chur.

Die Zahl der Kirchaustritte steigt stetig. Ein Grund dafür ist unter anderem die Kritik an der Kirchensteuer. Dabei sind Kirchen gerade in Krisenzeiten wichtige Dienstleister. Sie leisten Seelsorge, machen Jugend- und Sozialarbeit oder kümmern sich um Geflüchtete. Ihre Arbeit ist von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung. Diese Dienstleistungen finanziert die Kirche vor allem durch die Einnahmen von Kirchensteuern. Es gibt zwei Arten von Steuern: die für natürliche und die für juristische Personen.

Knappe Einnahmen

Juristische Personen, also Firmen oder Unternehmen, sind verpflichtet, Kirchensteuern zu zahlen, auch wenn die Inhaber keine Kirchenmitglieder sind. Natürliche Personen zahlen die Abgabe nur, wenn sie Mitglied einer Kirchengemeinde sind. Das heisst, mit dem Austritt aus der Kirche kann man sich der Steuer entziehen. Bei einer im Jahr 2014 lancierten Volksinitiative zur Abschaffung der Kirchensteuer für Unternehmen in Graubünden stimm-

ten 74 Prozent der Bevölkerung für die Beibehaltung der sogenannten Kultussteuer. Eine Annahme der Initiative hätte für die reformierte Landeskirche einen Verlust von rund einem Drittel der Einkünfte bedeutet. Für die katholische Kirche wären es gar über 90 Prozent gewesen. Das positive Ergebnis kann als Wertschätzung und Anerkennung verstanden werden.

Die 1958 im Kanton Graubünden eingeführte Kultussteuer war dringend nötig. Denn für viele Kirchengemeinden war das Geld aus ganz unterschiedlichen Gründen knapp geworden. So mussten andere Einnahmequellen gesucht werden. Mit den Erträgen aus der Kultussteuer wurden und werden nicht nur die Ausgaben für Löhne bestritten, sondern auch der Erhalt von Kirchen und Klöstern ausgerichtet.

Eine Frage der Perspektive

«Die Aufgaben für die Allgemeinheit, welche die Kirche leistet, sind sehr wichtig», betont die Bündner Grossrätin Anna-Margreth Holzinger-Loretz. Das sei für sie keine Fra-

ge. Doch jede negative Schlagzeile führe zu Fragen und zum Teil zu berechtigter Kritik. Argumente für die Steuer liessen sich dann nur schwer finden. «Es ist eben alles eine Frage des Blickwinkels.»

Zukunft kaum abschätzbar

Deutlicher formuliert es der Generalsekretär der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz Schweiz, Daniel Kosch: «Grundsätzlich sind

«Nicht alle Formen sind zukunftsfähig. Über die Kultussteuer muss man diskutieren.»

Anna-Margreth Holzinger-Loretz
FDP-Grossrätin

Kirchen ihr Geld wert. Die Aufgaben und Angebote überzeugen die Menschen.» Sonst wären sie schliesslich nicht Mitglied und würden damit auch die Steuer zahlen, die er als eine Form von Mitgliederbeitrag versteht. Gerade auch durch diese Steuer nähmen Kirchen eine besondere Stellung ein, anders als zum Beispiel Non-Profit-Organisationen, so Kosch. Und das werde natürlich auch hinterfragt.

Offener Wettbewerb

Aber Kosch erinnert auch an einige kürzlich eingereichte Postulate in anderen Kantonen, in denen die Abschaffung der Kultussteuer für Unternehmen nicht durchkam. Wie es aber in zehn Jahren aussehen werde, könne man nicht abschätzen, so der Generalsekretär.

Anders sieht das der dritte Gast des nächsten Wissenschaftscafés, der Präsident der Freidenker-Vereinigung Schweiz, Andreas Kyriacou. «Wenn die Kirche ihre Tätigkeiten als gesellschaftlich relevant betrachtet, dann könnte sie sich als Dienstleister dem offenen Wettbewerb stellen», so Kyriacou. Dabei bringt er den Vergleich mit Naturschutzorganisationen an. Für einen konkreten Auftrag eines Schutzgebietes können dann für einen Zeitraum Mittel vom Staat bezogen werden, meint er. «Und je nach Bilanz am Ende kann der Auftrag verlängert werden oder auch nicht.»

Ob die Kirche das Geld ihrer Mitglieder wert sei, müsse die Kirche für sich entscheiden, so der Freidenker. «Ich stelle aber infrage, dass die Kirche das staatliche Geld wert

ist.» Für ihn sei klar, dass sich die Zusammenarbeit zwischen Staat und Kirche verändern muss. «Es ist ein überholtes Konstrukt», sagt Kyriacou abschliessend.

Für FDP-Grossrätin Holzinger ist klar, dass nicht alle Formen der Kirchensteuer auch zukunftsfähig sind. «Sicher muss man über die Kultussteuer diskutieren», sagt Holzinger. Zudem müsse die Kirche auch wieder «näher zum Menschen rücken». Aber nicht nur die Kirche sei gefordert. Auch der Staat müsse immer wieder sein Verhältnis zu den Religionsgemeinschaften überprüfen und nach einem ausgeglichenen Verhältnis von Religion und Staat fragen. Mayk Wendt

Podium in Chur

Das Wissenschaftscafé Graubünden lanciert ein Podium zum Thema Kirchensteuer mit Anna-Margreth Holzinger-Loretz aus Schiers, Mitglied des Evangelischen Grossen Rates und Grossrätin der FDP, Daniel Kosch, promovierter Neutestamentler und Generalsekretär der Römisch-Katholischen Zentralkonferenz Schweiz, sowie Andreas Kyriacou, Präsident der Freidenker-Vereinigung Schweiz. Moderiert wird der Anlass von Christian Cebulj, Professor für Religionspädagogik und Katechetik und Rektor Theologische Hochschule Chur.

Sind die Kirchen ihr Geld wert? Zur Zukunft der Kirchensteuer. 16. November, 18–19.30 Uhr, Restaurant B12, Brandisstrasse 12, Chur, www.thchur.ch, www.fhgr.ch

INSERATE



Wir Blinden sehen anders, z. B. mit der Nase.

Obwohl Marcel Obrist mit einer Sehbehinderung lebt, steht er auf eigenen Beinen. Statt mit den Augen orientiert er sich mit allen anderen Sinnen. Damit er unabhängig seine Wege gehen kann, steht ihm der SZBLIND mit Rat und Tat zur Seite.

SZBLIND
Schweizerischer Zentralverein für das Blindenwesen

Selbstbestimmt unterwegs.
Mit Hilfe Ihrer Spende: PK 90-1170-7. szblind.ch

14. und 21. November 2021

Wir solidarisieren uns mit den Menschen, die wegen ihres Glaubens verfolgt werden.

MACHEN SIE MIT!

www.verfolgung.ch

SONNTAG DER VERFOLGTEN KIRCHE

Schweizerische Evangelische Allianz

BDG
Bürgschafts- und Darlehensgenossenschaft der Evang.-reformierten Landeskirche GR

Zinsgünstige Darlehen

bei

- Kauf und Sanierung von Liegenschaften
- Landkauf für landwirtschaftliche Nutzung
- Kauf von Maschinen und Einrichtungen
- Aus- und Weiterbildungen
- Überbrückung von finanziellen Engpässen

für

- Angehörige der Landeskirche
- Kirchgemeinden

BDG
Quaderstrasse 18 • 7000 Chur
081 252 47 00 • bdg@bdg-gr.ch
www.bdg-gr.ch



Kloster Kappel

«Und er trat bei ihr ein» – Stille im Advent. Zur Ruhe kommen und dem Überraschenden Raum geben.
Kurs mit Ruth Maria Michel, 3. – 5. Dezember

Engel im Gregorianischen Choral. Singendes Beten.
Kurs mit Christof Nikolaus Schröder, 10. – 12. Dezember

Tel. 044 764 88 30 | www.klosterkappel.ch



Bündner Safran
aus dem Domleschg
Safranpralinen
Zigerklee
Schaffelle
Bündner Legenden

caviezel

siehe Shop: www.caviezelbau.ch

DOSSIER: Zukunft der Kirchenräume

Editorial

Grosse Würfe und kleine Schritte

Kirchengeld dürfe nicht im toten Gestein versickern, mahnt Lukas Kundert. Die Kirche brauche es für ihren Auftrag, die Verkündigung des Evangeliums und die Diakonie. Der Basler Kirchenratspräsident weiss, wovon er spricht. Für die klamme Kirche der Stadt Basel sind Gebäude zum teuren Klotz am Bein geworden. Die leeren Kassen haben die Kreativität beflügelt, wie die Reportage aus Basel in diesem Dossier eindrucksvoll zeigt. Die Lösungsansätze reichen vom Abriss über den Verkauf an eine private Stiftung bis hin zu einem Neubau.

Die Blockade überwinden

Andere Landeskirchen sind dank Unternehmenssteuern in einer komfortableren Lage. Vor der Herausforderung, Kirchen vielfältiger

zu nutzen, stehen aber auch sie. In Zürich wagt die Kirchgemeinde Hirzenbach für rund 30 Millionen Franken den grossen Wurf und plant auf der Parzelle, wo heute ihre Stefanskirche mit Pfarrhaus und Kirchgemeindehaus steht, das Stefansviertel, das durch eine «alltagsbezogene Mischnutzung mit Wohnen, Arbeit und Freizeit, Essen und Trinken und Spiritualität» geprägt sein soll. Für Kirchen, die heutigen, multifunktionalen Ansprüchen nicht genügen oder denen die Gemeinde abhandengekommen ist, gibt es kein Patentrezept. Oft kosten bereits kleine Veränderungen viel Energie. Muss zum Beispiel eine Kirchgemeinde mit der Denkmalpflege darüber streiten, ob Bänke entfernt werden dürfen, ist der Frust verständlich. Dass bau-

liche Zeitzeugen erhalten bleiben, ist wichtig, ihre Nutzung darf die Denkmalpflege jedoch getrost den Gemeinden überlassen. Blockaden überwinden kann nur der Dialog. Daran arbeitet der Kunsthistoriker Johannes Stückelberger, der an der Theologischen Fakultät in Bern ein internationales Netzwerk geknüpft hat und die verschiedenen Akteure miteinander ins Gespräch bringt. Auch ihn hat «reformiert.» befragt.

Das Glück nutzloser Räume

Um die Zukunft der Kirchenräume kreativ zu gestalten, braucht es den Mut zum Scheitern. Mit kostengünstigen Zwischennutzungen lassen sich Ideen erproben und Erfahrungen sammeln. Für Industrieareale war es oft ein Glück, wenn nicht gleich ein Inves-

tor mit viel Geld und einem Plan bereitstand. So konnten sich Kulturschaffende und Gewerbetreibende einnisten und Areale nachhaltig prägen. Vielleicht gibt es auch Kirchen, deren Wert gerade darin liegt, dass sie keinen Nutzen haben und als Freiräume zur Einkehr einladen. In einer Zeit der Übernutzung, in der Städte verdichtet werden und zweckfreie Räume verschwinden, ist der leere Raum ein Pfund, mit dem sich wuchern lässt. Gelingt es den Kirchgemeinden, ihre Räume fantasievoll zu bespielen und sie für die unterschiedlichsten Menschen offen zu halten, sind die Kirchen nicht mehr einfach Bauten, die Geld verschlingen. Sie werden vielmehr zu Echoräumen des Lebens, der Gemeinschaft, des Glaubens. **Felix Reich**



Im hellen Kirchenraum ist noch der Orgelbauer zugange.



Zwischen Bauernhäusern: Neu gebaute Kirche in Bettingen.

Abriss, Verkauf Neubau

Die Mitgliederzahlen schwinden, die Finanzlage ist prekär. Für die Reformierten in der Stadt Basel werden deshalb viele Kirchenräume zur Belastung. Auf der Suche nach Lösungen treffen sie auch schwierige Entscheide. Und bauen dennoch eine Kirche für die Zukunft – allerdings mit privatem Geld.

Text: Cornelia Krause
Fotografie: Christian Aeberhard



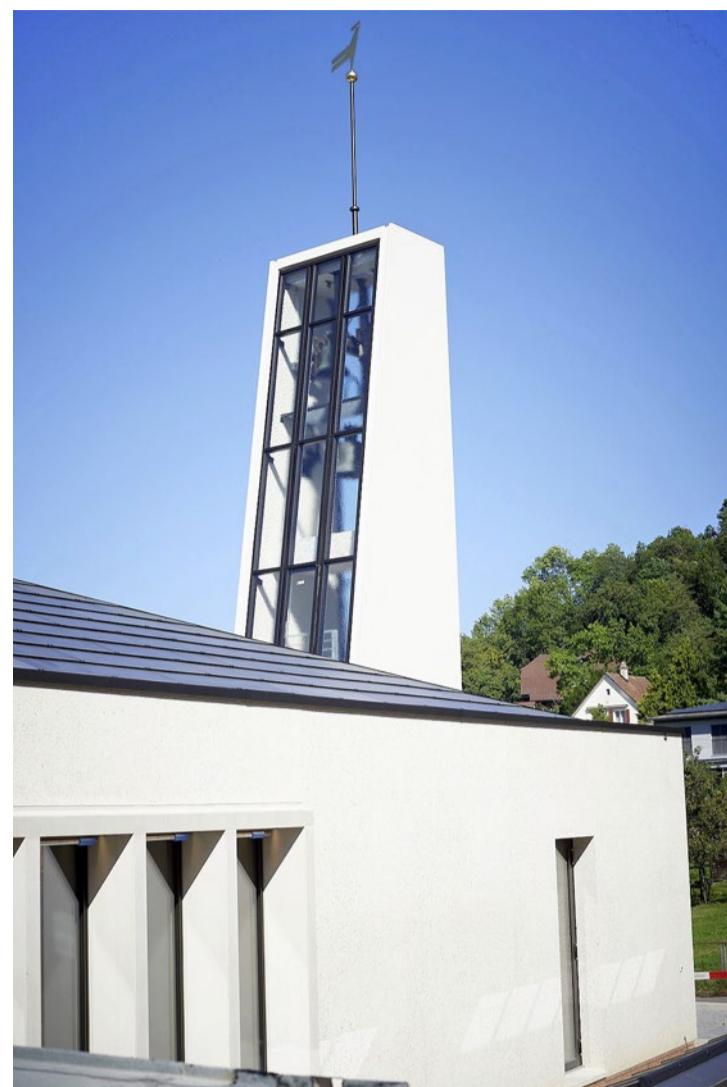
Baracke als Gotteshaus: Kirche Bettingen 2010.



Fotos: Oliver Hochstrasser



Kirchenrat Maurer, Architekt Hindemann.



In Bettingen klingen die Glocken der Markuskirche.



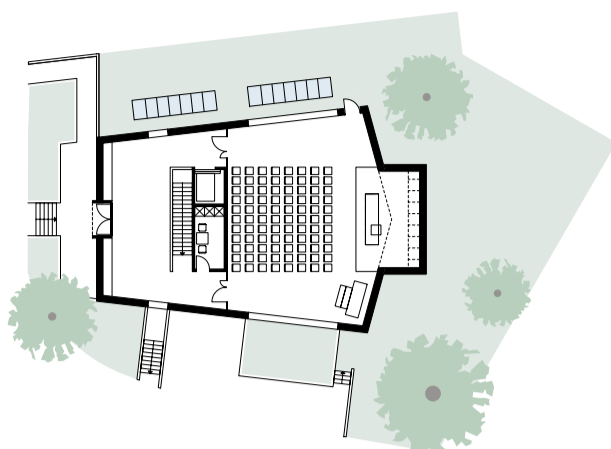
Foyer des Neubaus.



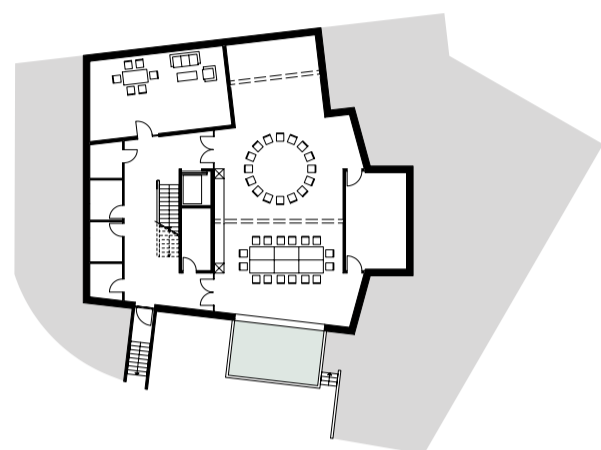
Die Markuskirche vor dem Abriss-Entscheid.



Fotos: Oliver Hochstrasser



Erdgeschoss mit Kirchenraum. Pläne: Glaser Saxer Keller



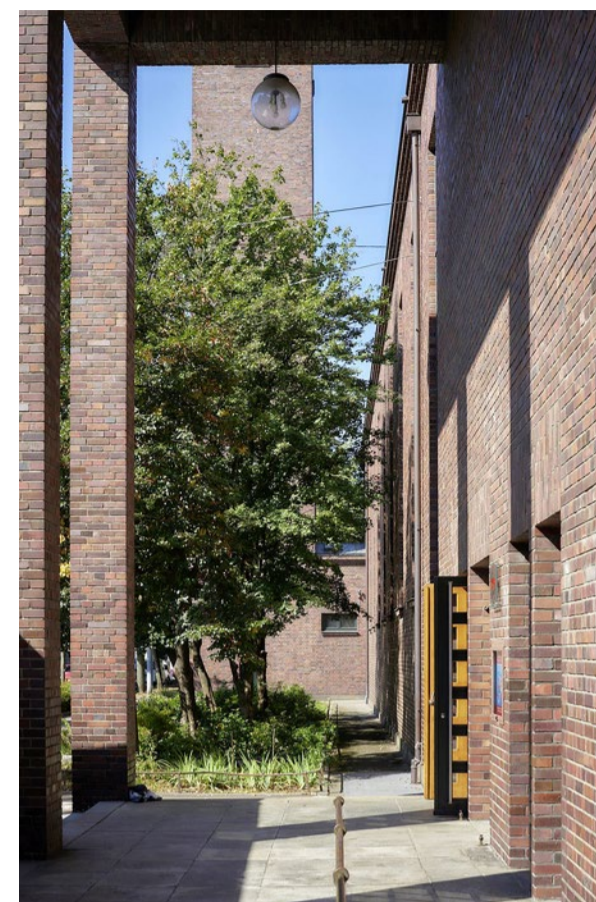
Untergeschoss mit Gruppenräumen.



Treppenhaus von Oekolampad: Eines der schönsten in Basel.



Künftiges Bistro. Visualisierung: Vécsey Schmidt Architekten



Oekolampad-Kirche vor der Neugestaltung.



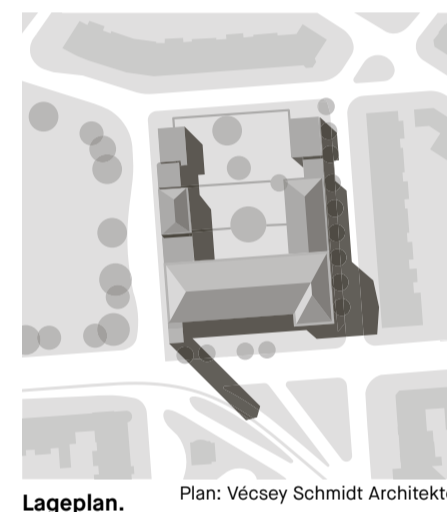
T. Schäfer, Wibrandis-Stiftung.



Historische Aufnahmen: Aussenansicht.



Tobit Schäfer (rechts) mit Architekt Christoph Schmidt im leeren Kirchenraum.



Lageplan. Plan: Vécsey Schmidt Architekten



Treppenhaus.



Bestuhlter Kirchensaal. Fotos sw: zvg

Der Wetterhahn auf dem Kirchturm glänzt in der Morgensonne, es ist ein wolkenloser Spätsommertag. Stephan Maurer steht auf der Baustelle in Bettingen. Die Grünstreifen vor dem Gebäude sind noch unbeplant, die Parkplätze abgesperrt. Der Neubau aus beigem Kalksteinbeton hat Symbolcharakter. «Selbst aus den eigenen Reihen haben manche gefragt: «Was macht ihr da eigentlich?», sagt Maurer, Kirchenrat von Basel-Stadt. Was die Basler Reformierten machen, scheint angesichts schwindender Mitgliederzahlen schon fast unerhört: Sie bauen ein Gebäude fürs Kerngeschäft. Eine Kirche.

Im hellen Kirchenraum ist der Orgelbauer zugange, Pfeifen liegen herum, es fehlen die Stühle. An der Eröffnung Mitte November sollen stehen, 120 Menschen haben hier dann Platz. Der Neubau von Architekt Andreas Hindemann ist multifunktional. Zwar hat der Kirchenraum «sakralen Charakter», unter anderem wegen des Oberlichts, das am höchsten Punkt des Daches einfällt – dort, wo der Abendmahlstisch stehen soll. Doch der Raum ist nicht nur für den Sonntagsgottesdienst gebaut, der immer weniger besucht wird. Er lässt sich abdunkeln für Konzerte, Theater- oder Filmvorführungen. Selbst Kirchenfeste der Gemeinde mit ihren 300 Mitgliedern können darin stattfinden.

Im Untergeschoss entstehen mit Hilfe faltbarer Trennwände zwei Räume, einer prädestiniert für Bibelkreise oder Meditation. In einen weiteren Raum soll der Töggelikasten einziehen – für die Jugendarbeit. Stühle, Tische, Gerätschaften verschwinden in grossen Einbauschränken. Die Solarpanels auf dem Dach produzieren mehr Strom, als die Kirche braucht. «Das ist eine Kirche, die wirklich den Menschen dient», sagt Maurer. Anders als die baufällige Baracke, die zuvor in Bettingen jahrzehntelang als Kirche genutzt wurde.

Das Erbe wiegt schwer. Anders auch als viele Kirchen, die Maurer in seinem Immobilienportfolio hat. Der 63-Jährige einstige SBB-Manager ist Pragmatiker und problemereprobt. Das Immobilienportfolio, das er seit zwölf Jahren verwaltet, ist dennoch eine spezielle Herausforderung. Denn am Ende geht es nicht nur um schöne, oft denkmalgeschützte Kirchenräume, sondern um bares Geld. Und das ist bei der Basler Kirche knapp bemessen; tiefrot war das Betriebsergebnis 2020. «Im Bettelgewand» erscheine die Kirche, schrieb die Lokalpresse. Selbst die langfristige Finanzierung des Religionsunterrichts ist nicht gesichert.

Im Gartenlokal um die Ecke erklärt Maurer die Misere. Anders als viele andere Deutschschweizer Kantone finanzieren sich die Reformierten der Stadt Basel durch die eigenen Einnahmen, ohne Steuerbeiträge von Firmen. Die Kirchensteuern sind höher als etwa in Zürich. Das tröstet kaum angesichts des Mitgliederschwunds. 1960 hatte Basel noch 132 000 Reformierte, jetzt sind es noch 25 000. «Mit Blick auf die Strukturen sind wir mit Genf und Neuenburg vergleichbar. Allerdings haben wir das grössere architektonische Erbe.» 25 Kirchengebäude verwaltet Maurer. Viele werden immer weniger gebraucht, aber sie kosten: mehrere Millionen im Jahr an Unterhalt, Sanierungskosten, Versicherung. Nur in Einzelfällen gibt es Geld vom Staat, etwa für den Unterhalt des Basler Münsters, des Wahrzeichens der Stadt.

Der Frust ist gross. Die Kirche müsse nicht in totes Gestein investieren, sagte Kirchenratspräsident Lukas Kundert der «Basler Zeitung». «Ihre Finanzen sind für die Armen und das Evangelium vorgesehen.» Maurer, dem Vater des toten Gesteins, sind Kirchengebäude aus den 50er- und 60er-Jahren mit Nebengebäuden für Seniorenkreise, Eltern-Kind-Singen und externen Veranstaltungen am liebsten. Die kunsthistorisch bedeutsamen Altstadtkirchen sind dagegen Problemimmobilien. «Sie sind schwer beheizbar und gerade mal für den Sonntagsgottesdienst geeignet.» Renovationsprojekte unter strengen Auflagen der Denkmalpflege gehen schnell in die Hunderttausende. Die

orthodoxen Kirche genutzt. Im Hirzbrunnenquartier am Rand der Stadt haben sich die Reformierten zu einem radikalen Schnitt entschieden: dem Abriss der Markuskirche. Der Glockenturm ragt noch über dem ruhigen Quartier empor. Doch dort, wo einst die Glocken hingen, klappt Leere. Vor dem Eingang stehen ein Müllcontainer und leere Blumenkübel. Nächstes Jahr sollen die Bagger auffahren, dann baut die Kirche 25 Wohnungen. Die Markuskirche stand nicht unter Denkmalschutz, die nahe gelegene katholische Kirche St. Michael schon. «Wir nutzen die katholischen Kirche künftig mit», sagt Maurer.

Im Pfarrgarten liegt Kinderspielzeug, Pfarrhaus und Kirche werden zwischenvermietet. Widerstand gegen den Abriss gab es kaum, 2009 wurde der letzte regelmässige reformierte Gottesdienst gefeiert. Schmerzhaft sei so ein Entscheid, wenn es engagierte Gemeindeglieder gebe, sagt Maurer. Für die Markuskirche sei jedoch die Pensionierung des Pfarrers der schmerzlichste Moment gewesen. Die Stelle wurde eingesparrt. «Der Moment, in dem der Pfarrer aufhört, kann zum Schicksalsmoment einer Kirche werden», sagt Maurer. «Dass es uns damals nicht gelungen ist, das Gemeindehaus denn als Kirche gelebt wiederzubeleben, ja, das ist bedauerlich.» Die geplanten Wohnungen sollen vor allem ältere Menschen ansprechen. Aber: Mit dem Projekt verliert das Quartier öffentlichen Raum. Nun führt Maurer Gespräche mit der Stadtbildkommission. Es geht um die Frage, ob und wie sich öffentlicher Raum in der neuen Überbauung erhalten lässt. «Vielleicht ein Raum der Stille? Wir werden sehen», sagt Maurer. Auch eine Kirchenglocke wird zur Erinnerung wieder aufgestellt.

Sechser im Lotto. Im Gotthelf-Quartier ist Maurer jedoch gelungen, was andernorts als Verkauf einer Kirche an eine Eigentümerin, die öffentlichen Raum erhalten will. Diesen Coup bezeichneten die Medien im Sommer 2020 als «Sechser im Lotto» für die Reformierten. Für über 4 Millionen Franken ging das Gemeindehaus Oekolampad an die Wibrandis-Stiftung, hinter der die Roche-Erbin Sabine Duschmalé steht. Stiftungsvizepräsident und Geschäftsführer Tobit Schäfer führt durch das imposante Backsteingebäude am Allschwilerplatz, der Komplex stammt aus den 30er-Jahren. «Er wurde damals schon eher als Gemeindehaus denn als Kirche geplant», sagt Schäfer. In den 40er-Jahren sei der Gottesdienst einer der meistbesuchten in Basel gewesen. Doch 2011 war Schluss. Die Kirche vermietete Räume an Private und Firmen – ohne die Kosten zu decken. Im Kirchsaal hielt Mission 21 Konferenzen ab.

Schäfer sass kurzzeitig selbst in der Synode, er stellte den Kontakt zwischen Kirche und Mäzenin her. Ihn trieb die Suche nach einem neuen Standort für die Demenz-Stiftung Wirrgarten an, die er präsidiert. Im Nebenflügel, wo das mit dem Umbau beauftragte Architekturbüro untergebracht ist, soll künftig die Tagesstätte beheimatet werden, im grossen Hof der Garten. Weil der Komplex 3000 Quadratmeter Nutzfläche umfasst, kommen als künftige Mieter weitere Projekte zum Zug, die Duschmalé unterstützt. Dort, wo im Kirchsaal mit seinen langgezogenen Fenstern gerade der Hausmeister das Parkett poliert, wird eine «Theaterbox» für das Vorstadtheater Basel eingebaut. So entstehen Bühne und Publikumsraum für 130 Personen.

Orgel und Kanzel blieben erhalten, in Absprache mit der Denkmalpflege, sagt Schäfer. «Der Kirchenraum soll spürbar bleiben.» Auch der Verein Amie Basel, der Mütter beim Berufseinstieg hilft, findet ein neues Zuhause – in Räumen, in denen einst Religion gelehrt wurde. In den schönsten Saal im ersten Stock soll das Quartierzentrum einziehen. Auch ein Bistro mit Aussen-gastronomie ist vorgesehen, für die Menschen aus dem Quartier und die Theaterbesucher. Für Schäfer schliesst sich so ein Kreis. «Hier werden Feste gefeiert, es finden Begegnungen statt, man kümmert sich umeinander. Wie früher in der Kirchgemeinde.» Rund 20 Millionen Franken steckt die Stiftung in das Projekt. Die Sanierung ist aufwendig und kostspielig, nicht zuletzt wegen der veralteten Haustechnik und der Auflagen der Denkmalpflege. 300 Stühle werden restauriert, Fensterglas darf nur nach altem Herstellungsverfahren produziert werden. «Das muss man sich leisten können, die Kirche könnte das gar nicht stemmen», sagt Schäfer. Mehr Glück als Verstand habe sie beim Verkauf von Oekolampad gehabt. Privates Geld dank dem in Basel verbreiteten Mäzenatentum kam ihr zugute.

Im hellen Kirchenraum ist der Orgelbauer zugange, Pfeifen liegen herum, es fehlen die Stühle. An der Eröffnung Mitte November sollen stehen, 120 Menschen haben hier dann Platz. Der Neubau von Architekt Andreas Hindemann ist multifunktional. Zwar hat der Kirchenraum «sakralen Charakter», unter anderem wegen des Oberlichts, das am höchsten Punkt des Daches einfällt – dort, wo der Abendmahlstisch stehen soll. Doch der Raum ist nicht nur für den Sonntagsgottesdienst gebaut, der immer weniger besucht wird. Er lässt sich abdunkeln für Konzerte, Theater- oder Filmvorführungen. Selbst Kirchenfeste der Gemeinde mit ihren 300 Mitgliedern können darin stattfinden.

Im Untergeschoss entstehen mit Hilfe faltbarer Trennwände zwei Räume, einer prädestiniert für Bibelkreise oder Meditation. In einen weiteren Raum soll der Töggelikasten einziehen – für die Jugendarbeit. Stühle, Tische, Gerätschaften verschwinden in grossen Einbauschränken. Die Solarpanels auf dem Dach produzieren mehr Strom, als die Kirche braucht. «Das ist eine Kirche, die wirklich den Menschen dient», sagt Maurer. Anders als die baufällige Baracke, die zuvor in Bettingen jahrzehntelang als Kirche genutzt wurde.

Das Erbe wiegt schwer. Anders auch als viele Kirchen, die Maurer in seinem Immobilienportfolio hat. Der 63-Jährige einstige SBB-Manager ist Pragmatiker und problemereprobt. Das Immobilienportfolio, das er seit zwölf Jahren verwaltet, ist dennoch eine spezielle Herausforderung. Denn am Ende geht es nicht nur um schöne, oft denkmalgeschützte Kirchenräume, sondern um bares Geld. Und das ist bei der Basler Kirche knapp bemessen; tiefrot war das Betriebsergebnis 2020. «Im Bettelgewand» erscheine die Kirche, schrieb die Lokalpresse. Selbst die langfristige Finanzierung des Religionsunterrichts ist nicht gesichert.

Im Gartenlokal um die Ecke erklärt Maurer die Misere. Anders als viele andere Deutschschweizer Kantone finanzieren sich die Reformierten der Stadt Basel durch die eigenen Einnahmen, ohne Steuerbeiträge von Firmen. Die Kirchensteuern sind höher als etwa in Zürich. Das tröstet kaum angesichts des Mitgliederschwunds. 1960 hatte Basel noch 132 000 Reformierte, jetzt sind es noch 25 000. «Mit Blick auf die Strukturen sind wir mit Genf und Neuenburg vergleichbar. Allerdings haben wir das grössere architektonische Erbe.» 25 Kirchengebäude verwaltet Maurer. Viele werden immer weniger gebraucht, aber sie kosten: mehrere Millionen im Jahr an Unterhalt, Sanierungskosten, Versicherung. Nur in Einzelfällen gibt es Geld vom Staat, etwa für den Unterhalt des Basler Münsters, des Wahrzeichens der Stadt.

Der Frust ist gross. Die Kirche müsse nicht in totes Gestein investieren, sagte Kirchenratspräsident Lukas Kundert der «Basler Zeitung». «Ihre Finanzen sind für die Armen und das Evangelium vorgesehen.» Maurer, dem Vater des toten Gesteins, sind Kirchengebäude aus den 50er- und 60er-Jahren mit Nebengebäuden für Seniorenkreise, Eltern-Kind-Singen und externen Veranstaltungen am liebsten. Die kunsthistorisch bedeutsamen Altstadtkirchen sind dagegen Problemimmobilien. «Sie sind schwer beheizbar und gerade mal für den Sonntagsgottesdienst geeignet.» Renovationsprojekte unter strengen Auflagen der Denkmalpflege gehen schnell in die Hunderttausende. Die

Tobit Schäfer Wibrandis-Stiftung

neuromanische Pauluskirche würde er auch «für einen Franken verkaufen», sagt Maurer. «Besser, als dass sie verfällt.»

Das finanzielle Dilemma hat sich angekündigt, der Abwärtstrend begann in den 70er-Jahren. «Wir hätten uns des Problems früher annehmen müssen», räumt Maurer ein.

Stephan Maurer Kirchenrat Basel-Stadt

her in der Kirchgemeinde.» Rund 20 Millionen Franken steckt die Stiftung in das Projekt. Die Sanierung ist aufwendig und kostspielig, nicht zuletzt wegen der veralteten Haustechnik und der Auflagen der Denkmalpflege. 300 Stühle werden restauriert, Fensterglas darf nur nach altem Herstellungsverfahren produziert werden. «Das muss man sich leisten können, die Kirche könnte das gar nicht stemmen», sagt Schäfer. Mehr Glück als Verstand habe sie beim Verkauf von Oekolampad gehabt. Privates Geld dank dem in Basel verbreiteten Mäzenatentum kam ihr zugute.

«Und doch, es gibt uns noch, wir machen was.»

Symbolträchtig werden Kosten reduziert: Die Küche stammt von Oekolampad; die Glocken sowie der Hahn, Letzterer entworfen von Celestino Piatti, zierten den Turm der Markuskirche. Maurer hofft, dass vorerst Ruhe einkehrt in das Immobilienportfolio, «dass wir die restlichen Kirchen halten und mit Leben füllen können». Das Umfeld bleibt anspruchsvoll – «und doch, es gibt uns noch, wir machen was.»



Oekolampad: Orgel bleibt trotz Einbau. Visualisierung



300 Stühle zum Restaurieren.



Blick in den Theatereinbau. Visualisierungen: Vécsey Schmidt Architekten

«Eine Kirche bleibt immer eine Kirche»

Kunsthistoriker Johannes Stückelberger sagt, warum es wichtig ist, bei der Umnutzung von Kirchen das Angemessene und Sinnvolle anzustreben. Und warum Kirchgemeinden ihre Gebäude nicht aus der Hand geben sollten.

Würden Sie in eine Bar gehen, die vormals eine Kirche war?

Johannes Stückelberger: Ja, vorausgesetzt, die Betreiber gehen beim Namen, der Ausstattung und dem Betrieb der Bar rücksichtsvoll mit der einstigen Bedeutung und Funktion des Ortes um. Hiesse sie «Satans Bar» – dieser Name ist mir tatsächlich schon begegnet –, würde ich sie auch aufsuchen, aber nur aus wissenschaftlichem Interesse, ohne zu konsumieren.

Warum?

Der Name ist reine Provokation. Eine Kirche bleibt in der öffentlichen Wahrnehmung immer eine Kirche, auch wenn darin keine Gottesdienste mehr stattfinden. Deshalb ist es wichtig, dass die Werte, die man mit Kirche in Verbindung bringt, auch in der neuen Nutzung respektiert werden. Der Teufel ist zwar durchaus eine biblische Figur, doch hat sie in der Bibel einen Gegenpart, der fehlt, wenn man die Bar nur nach Satan benennt. Sinnvoller scheint mir, statt zu provozieren, das dem Ort eigene Potenzial zu nutzen und auf eine neue, originelle Art fruchtbar zu machen.

Inwiefern kann der Besitzer dem Käufer Auflagen machen?

Die Kirche kann als Verkäuferin in einem Vertrag gewisse Nutzungsbestimmungen festhalten. Bei einem Weiterverkauf jedoch hat sie in der Regel kein Mitspracherecht mehr. Deshalb sollte man die Zukunft der Kirchengebäude nicht erst planen, wenn man finanziell mit dem Rücken zur Wand steht.

Die Kirche St. Josef in Luzern bezeichnen Sie als rundum geglückte Neunutzung. Warum?

Der Auslöser für die Neunutzung war hier kein finanzieller, sondern ein neues Pastoralkonzept, das von den Pfarreien verlangte, sich zu öffnen und ihre Räumlichkeiten vermehrt der Quartierbevölkerung zur Verfügung zu stellen. So finden heute in dieser Kirche neben Gottesdiensten zum Beispiel Konzerte, Ausstellungen, Feste, Prüfungen für Studierende, Badminton für Seniorinnen und Weiteres statt. Im benachbarten Pfarreiheim gibt es ein ständiges Café, und selbst der Kirchturm ist als Lokal begehrt. Der Maihof, wie der Gebäudekomplex seither genannt wird, ist zum lebendigen Treffpunkt geworden, und die 1600 Vermietungen pro Jahr machen das Konzept auch finanziell interessant.

Dass Kirchenräume flexibel genutzt werden, ist nichts Neues. Bereits in der Barockzeit wurden reformierte Kirchen so gebaut, dass sie als Saal von der Bevölkerung etwa für politische Veranstaltungen genutzt werden konnten.

Genau. Schon vorher, in der Reformationszeit, galt es, für Klöster und überzählige Kirchen Neunutzungen zu finden. Aus den Sakralräumen wurden Spitäler, Schulen, Salzlager, Pferdestallungen. Dies war möglich, weil nach reformiertem Verständnis die Kirchen keine geweihten, heiligen Räume sind. Im Prinzip dürfen reformierte Kirchen für alles genutzt werden.

Wer entscheidet eigentlich, wie Kirchengebäude genutzt werden?

Primär die Eigentümerin. In der Regel sind dies die Kirchgemeinden. Sie sind verantwortlich dafür, dass die Kirchen angemessen genutzt, umgenutzt oder erweitert genutzt werden. Angemessen sind in der Regel Lösungen, bei denen die Kir-

chen nach wie vor einer öffentlichen Nutzung zur Verfügung stehen. Solche Lösungen sind auch möglich, wenn eine Kirche abgerissen werden muss. So hat man etwa in Basel auf dem Gelände der ehemaligen Kirche St. Christophorus einen Neubau errichtet mit Alterswohnungen, Kindergärten und einer kleinen Kapelle. Wichtig ist, dass ein Planungsprozess ergebnisoffen gestartet wird.

Kirchen sind meist geschützte Bau- und Denkmäler. Wie bringt sich die Denkmalpflege in die Prozesse ein?

Die Denkmalpflege hat den Auftrag, schützenswerte Substanz zu erhalten. Am besten wird ein Gebäude erhalten, indem es genutzt wird. Die Denkmalpflege ist deshalb erweitert und neuen Nutzungen von Kirchen gegenüber grundsätzlich offen eingestellt. Für eine neue Nutzung notwendige bauliche Massnahmen müssen jedoch von Fall zu Fall beurteilt werden. Ein Kriterium bei neuen Einbauten ist etwa, dass die Erkennbarkeit des Raums erhalten bleibt.

Kirchen sind ein Stück öffentlicher Raum. Wird solcher Raum privatisiert, geht ein Stück Öffentlichkeit verloren.

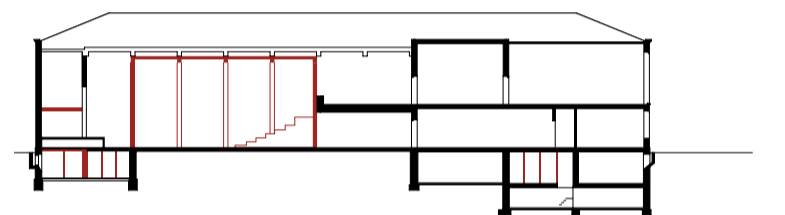
In der Tat sind Kirchen öffentliche Räume. Deshalb sollte man sie nicht an Private veräussern, sondern öffentlichen Körperschaften wie etwa dem Staat zur Nutzung oder Mitnutzung zur Verfügung stellen. Dies garantiert auch längerfristige Lösungen. Wir dürfen uns auch nicht dem Gedanken verschliessen, dass die Hauptlast für den Unterhalt der Kirchen vielleicht wieder einmal an den Staat zurückgeht, der bis zur Trennung von Kirche und Staat ja für die Kirchengebäude zuständig war und es mancherorts bis heute ist. Den Staat kann man aber nur in die Pflicht nehmen, wenn ein



Schäfer (links) im Architekturbüro.



Querschnitt des Gebäudes mit Theater.



Längsschnitt des Gebäudes.

Pläne: Vécsey Schmidt Architekten

Kirchengebäude weiterhin eine öffentliche Funktion hat.

In anderen Ländern befasst man sich schon länger mit der Umnutzung von Kirchenliegenschaften. Was kann man von den Nachbarn lernen?

In Holland wurden in der Vergangenheit viele Kirchen an Private verkauft. Inzwischen hat dort ein Umdenken stattgefunden. Der Staat stellt Mittel zur Verfügung, um die öffentliche Nutzung der Kirchen zu erhalten und die Privatisierung zu stoppen. Auch in Deutschland gibt es staatliche Initiativen und Fördermassnahmen, um den Kirchen eine Zukunft zu geben.

Wären das auch Modelle für die Schweiz?

Absolut. Auch in der Schweiz werden die Kirchgemeinden die Verantwortung für die Kirchengebäude irgendwann nicht mehr allein tragen können. Wie sie unterstützt werden können und durch wen, dafür müssen Lösungen gefunden werden. Die Unterstützung kann finanzieller Natur sein. Hilfreich wäre aber auch die Bereitstellung von Fachkompetenz. In anderen Ländern gibt es kirchliche Bauämter oder auch staatliche Stellen, die die Gemeinden beraten. In der Schweiz ist jede Gemeinde mehr oder weniger auf sich allein gestellt.

Nicht alle Kirchen werden umgenutzt. Was ist mit den anderen?

Der Anteil jener Kirchen schweizweit, die abgerissen, verkauft oder einer gänzlich anderen Nutzung zugeführt werden, bewegt sich prozentual im tiefen einstelligen Bereich. Die meisten Kirchen in der Schweiz sind weiterhin im Besitz der Kirchgemeinden, die sie primär für ihre kirchlichen Anlässe nutzen. Allerdings nutzen die Kirchgemeinden heute die Kirchenräume intern flexibler und wollen sie auch vermehrt für externe Nutzungen zur Verfügung stellen. Viel häufiger als über Umnutzungen denken die Gemeinden über Möglichkeiten ei-

ner flexibleren Nutzung nach und ergreifen die dafür notwendigen baulichen Massnahmen.

Was passiert mit einer Kirche, wenn sie auch für andere Zwecke als den Gottesdienst genutzt wird?

Einer Kirche kann eigentlich nichts Besseres passieren. Ihre Funktion hat sich ja noch nie einzig darauf beschränkt, den Gottesdienstbesuchern ein Dach über dem Kopf zu bieten. Kirchen sind mehr als die «Vereinslokale» der Kirchgemeinden. Sie sind auch Kulturdenkmäler, Erinnerungsorte, Bauten, die unsere Landschaften und Städte prägen und strukturieren, Orte, die selbst für jene Menschen eine Bedeutung haben, die sie nie betreten.

Was macht die Bedeutung der Kirchen für diese Menschen aus?

Interessanterweise setzen sich oft auch kirchenferne Menschen dafür ein, dass die Kirche im Quartier erhalten bleibt. Gerade in säkularen Gesellschaften haben die Kirchengebäude auch die Funktion, daran zu erinnern, dass Kirche und Religion Teil unserer Kultur, unserer kollektiven Identität sind. Kirchengebäude sind Zeichen dafür, dass Religion nicht ausschliesslich Privatsache ist, dass sie vielmehr eine Relevanz für die ganze Gesellschaft hat. Interview: Katharina Kilchenmann



Johannes Stückelberger, 63

Studiert hat er Kunstgeschichte, Geschichte und Philosophie. Johannes Stückelberger ist Dozent für Religions- und Kirchenästhetik am Institut für Praktische Theologie an der Universität Bern sowie Titularprofessor für Neuere Kunstgeschichte an der Universität Basel. Sein Buch «Moderner Kirchenbau in der Schweiz» erscheint demnächst im Theologischen Verlag Zürich.

«Sechs Minuten Freiheit»

Slam Poetry Andreas Kessler kommt nach Chur. In der Regulakirche wird der Berner Theologe seine Kunst auf die Bühne bringen. Im Interview erzählt er unter anderem, wie er zu seinen Texten kommt.

Wie kamen Sie zum Slam?

Andreas Kessler: Ich kam zum Slammen wie die Jungfrau zum Kind. 2015 wurde ich für einen Preacherslam angefragt. Damals traten in der Berner Heiliggeistkirche drei Poetinnen und Poeten gegen drei Menschen aus der Kirche an. Tatsächlich gewann ich den Slam und stand immerhin im Final gegen den ehemaligen Schweizer Meister, Christoph Simon. Ich dachte zunächst: «Schön und gut, das war es jetzt.» Aber dann kamen Künstler auf mich zu und meinten, ich solle doch mal an einen «normalen» Slam kommen. In der Szene bin ich inzwischen mit meinen 54 Jahren die Ausnahme, denn die meisten Slammer sind jung.

Welche Themen haben Ihre Slams?

In meinen über hundert Texten werden viele Themen aufgegriffen. Aber Anlass des Schreibens sind meist persönliche Erfahrungen und Alltagsbegegnungen.

Und wie wird aus einer Alltagsbegegnung ein Text?

Zum Beispiel wartete ich einmal auf den Bus. Dort kam eine Frau auf mich zu, die aussah, als käme sie aus dem Drogenmilieu. Sie fragte mich, ob ich ihr 20 Franken geben könne, sonst müsse sie auf den Strich. Ich stand dort, war wie paralysiert und wusste nicht, wie ich antworten sollte. Daraus machte ich einen Text zum Thema Spontaneität: Wie können wir lernen, spontan zu sein?

Was genau macht einen Slam aus?

In sechs Minuten versucht man, eine Stimmung zu kreieren, in der eine Message oder auch mal Nonsense rübergebracht wird. Die Performance ist sehr wichtig. Hier setzen die Slammer Rhythmus, Pausen, Lautstärke und Melodie. Da gibt es zum Beispiel auch Slamtexte, die inhaltlich dünn sind, aber überragend vorgetragen werden. Ich persönlich erzähle in meinen Slams meist kleine Geschichten, andere feuern Themen ab, wieder andere reihen Witz an Witz.

Beim Preacherslam performen Sie zu religiösen Themen?

Ja, ich habe zum Beispiel einen Slam gemacht zu «Was passiert an einem Grillfest, wenn du dich als Theologe



Andreas Kessler trägt seine Slams regelmässig innerhalb und ausserhalb von Kirchen vor.

Foto: zvg

«Im Slam darf man anders reden, als man sonst in der Kirche redet»

Andreas Kessler
Theologe und Slammer

outest». Wie du dich zuerst erklären musst, dann aber alle mit dir reden wollen. Und wie sie dich dann schliesslich für all die Kreuzzüge und Hexenverbrennungen verantwortlich machen.

Slammen ist also eine Möglichkeit, Dinge mit Humor zu betrachten?

Einerseits ist es der Humor, andererseits auch die Freiheit. Ich sehe den Preacherslam oft als «sechs Minuten Freiheit». Durch die Form des Slams darf man anders reden, als man sonst in der Kirche redet. Es wird einem verziehen. Da darf man

qua Format sagen: «Ich sitze allein mit Jesus in der Mansarde und das stinkt mir ein bisschen, weil Jesus stinkt.» In einem anderen Zusammenhang würden Menschen vielleicht behaupten, dass man das doch über Gott und Jesus nicht sagen dürfe. Für mich ist der Slam auf eine heilsame Art einseitig. Sonst ist man ja gerade in der Kirche immer auf Ausgleich aus. Hier beim Slammen darf man mal bloss eine Seite sehen.

Apropos kirchliches Milieu: Beim Slammen gehts ums Gewinnen. Wie wird das in der Kirche wahrgenommen?

Ich habe hin und wieder gehört, dass manche Menschen mit dem Gewinn in der Kirche Mühe haben. Es gehe ja nicht darum, wer bei dem Slam der Beste gewesen sei, und es sei doch auch so ein schöner Abend gewesen. Das stimmt schon. Wenn es beim konventionellen Slammen beispielsweise Richtung Schweizer Meisterschaften geht, ist die Atmosphäre schon kompetitiver. Für mich persönlich ist das ganze Slammen ein Spiel, und ich denke, so muss man es nehmen. Ich habe aber auch schon Menschen erlebt, die

beleidigt waren, als sie dann bloss Zweite wurden.

Und Sie haben kein Problem mit der Bewertung seitens des Publikums?

Nein, das ist Teil des Geschäfts. Meistens ist das Publikum ja auch ganz freundlich und votiert nett. Aber jeder Auftritt bleibt ein bisschen eine Lotterie, ob Slammer und Publikum zusammenpassen.

Interview: Constanze Broelemann

Slam Poetry, 28. Oktober, 19–20 Uhr,
Regulakirche Chur, Eintritt frei

Andreas Kessler, 54

Nach seinem Theologiestudium war er als Gymnasiallehrer tätig. Zurzeit ist er Dozent an der Pädagogischen Hochschule in Bern. Seit 2015 tritt er regelmässig an Poetry Slams auf und hat dabei den einen oder anderen Whisky gewonnen. Er lebt mit seiner Frau und fünf Kindern in Ostermundigen bei Bern. Seine Slams sind auf dem Podcast «Abgekantelt» zu hören.

www.reflab.ch/zbaerg-gaah-popocatepetl

Lebensfragen

Zerstört die Pandemie unsere Beziehung?

Meinen Partner habe ich vor einem Jahr kennengelernt und mich sofort verliebt. Ein toller Mann. Seit ein paar Monaten haben wir nun zunehmend unschöne Auseinandersetzungen wegen des Umgangs mit Corona. Ich verstehe ihn nicht mehr, er verweigert fast alles. In den Diskussionen finden wir keine Einigung. Das Thema nervt mich, ich habe es langsam satt. Hat unsere Beziehung noch eine Chance?

Ja, Ihre Beziehung hat noch eine Chance. Allerdings braucht es ein paar Investitionen, um aus dem Konfliktloch auszusteigen. Es scheint sich eine Kultur entwickelt zu haben, die den Fokus auf die Unterschiede legt. Wie bei einer schönen Schüssel mit einem Sprung liegt seit einiger Zeit das Augenmerk auf dem Sprung. Die schöne Schüssel gibt's aber noch. Da sind all die gesammelten Gefühle und Erlebnisse drin.

Auf das Thema Corona reagiert jedes Individuum anders. Je entgegengesetzter das ist, desto mehr Toleranz ist gefragt. Für eine relativ neue Partnerschaft kann das heissen: Tägliche Absprachen mit Kompromisslösungen müssen gefunden werden. Jedenfalls darf sich nicht die eine Seite über die andere erheben und meinen, ihr Weg sei der bessere. Hier geht es um Respekt und Augenhöhe.

Sie befinden sich in einem durchschnittlichen Beziehungsverlauf. Auf die Verliebtheitsphase folgt eine realistischere Alltags-sicht auf das Gegenüber. Was anfänglich fasziniert und die Neugier am Anderssein geweckt hat, wird mit der Zeit als anstrengend erlebt. Das führt zu Diskussionen und Machtkämpfen, wer jetzt recht hat. Anders gesagt: Es handelt sich um eine dynamische Beziehungsphase. Beide wollen ihre eigene Persönlichkeit leben, und gleichzeitig entwickelt sich ein gereifteres Wir.

Suchen Sie also nicht Einigkeit im Umgang mit Corona. Sondern akzeptieren Sie beide den unterschiedlichen Lifestyle zu diesem Thema. Ein ausgehandelter Kompromiss könnte heissen: «Entweder ich komme mit zu deinen Freunden, würde aber mit Maske erscheinen. Oder ich organisiere

mich an diesem Tag allein und überlege mir, worauf ich Lust habe.» Sie haben gemeinsam wertvolle Erfahrungen gesammelt. Es lohnt sich, den Fokus auf das Gute in der Beziehung zu legen und vorwärtszugehen.



Margareta Hofmann,
Paar- und Familien-
therapeutin,
Paarberatung Uster

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info

Kindermund



Erntedank oder: Zufrieden im Hungerjahr

Gestern hat Bigna die Festa da racolta gefeiert, das Erntedankfest. Sie hängte sich eine Kuhglocke um und setzte sich einen Kranz aus Rosskastanien und Vogelbeeren auf die Locken, so marschierte sie bimmelnd und singend durchs Dorf. Sie klingelte bei allen Bekannten und liess sich hereinbiten. Sie befragte sie: Was war deine beste Ernte? Was ist missraten? Worauf hoffst du für nächstes Jahr? Dazu liess sie sich Kekse oder Kuchen servieren.

Das hat mir am Abend Jon erzählt, der Schreiner. Denn an unserer Haustür war sie einfach vorbeigezogen. Deshalb passte ich sie heute ab. «Warum wolltest du mit uns nicht feiern?», fragte ich. «Ich wollte schon, doch Mamma hat gesagt, das wäre nicht anständig. Weil du ein so schweres Jahr hattest.» «Hatte ich das?» «Du hattest doch den Herzinfarkt.» «Ja, stimmt. Trotzdem finde ich, es war ein gutes Jahr. Während bei vielen die gesamte Obsternte ins Wasser gefallen ist, hat bei uns immerhin der eine Apfelbaum getragen. Mirabellen hatten wir auch und Cassis und Holunder so viel wie noch nie.»

«Davon wird man aber nicht satt», bemerkte Bigna, «und Renata hat mir erzählt, dass ihr wegen Corona immer noch nichts verdient und trotzdem kein Geld mehr von der Regierung bekommt.» Renata ist meine Frau. «Stimmt, doch ich mache ja jetzt diese ayurvedische Diät. Wir alle machen sie. Sie bekommt uns hervorragend, und Reis und Linsen kosten fast nichts.»

«Bietest du mir deshalb keinen Kuchen an?» Ich lachte: «Wir können einen backen, ich habe ein Rezept für einen Schokoladenkuchen fast ohne Zucker.» Das taten wir denn auch, dabei sangen wir lauthals: «Il gra es fat aint, il sejel, furmaint. Gai Anna, Maria, Chatrina, Fumia, Andrea, Jacob, Joannes, Grischot, sotain tuots in galop!» Das Korn ist geerntet, der Roggen, der Weizen, kommt, Anna, Maria ..., tanzt mit im Galopp!

Der Kuchen geriet in jeder Hinsicht gewöhnungsbedürftig. Bigna fand: «Er sieht aus wie das erste Haus der Trabantenstadt, nachdem Asterix und Obelix es angegriffen haben», und wollte nicht mal kosten. Allerdings hatte sie davor schon die halbe Schokolade gegessen.

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring



Unsere Zukunft bilden wir gemeinsam.



Ben, 12
in Basel, Schweiz



Irene, 16
in Mbeya, Tansania

Danke für Ihre Spende!

Unterstützen Sie unsere Bildungsarbeit in Tansania und in der Schweiz.



www.mission-21.org/kampagne
Spendenkonto: 40-726233-2



mission 21
evangelisches missionswerk basel



Aktion Weihnachtspäckli

Machen Sie mit! **Sammelschluss: 27. November 2021**

Auf weihnachtspackli.ch finden Sie rund 500 Sammelstellen in der ganzen Schweiz, wo Sie Ihre Weihnachtspäckli abgeben können.

Päckli für Erwachsene

1 kg Mehl, 1 kg Reis, 1 kg Zucker, 1 kg Teigwaren, Schokolade, Biskuits, Kaffee (gemahlen od. instant), Tee, Zahnpasta, Zahnbürste (in Originalverpackung), Seife (in Alufolie gewickelt), Shampoo (Deckel mit Scotch verklebt), Schreibpapier, Kugelschreiber, evtl. Ansichtskarten, Kerzen, Streichhölzer, Schnur, Socken, Mütze, Handschuhe, Schal

Päckli für Kinder

Schokolade, Biskuits, Süssigkeiten (Bonbons, Gummibärchen etc.), Zahnpasta, Zahnbürste (in Originalverpackung), Seife (in Alufolie gewickelt), Shampoo (Deckel mit Scotch verklebt), 2 Notizhefte oder -blöcke, Kugelschreiber, Bleistift, Gummi, Mal- oder Filzstifte, 2-3 Spielzeuge wie Puzzle, Ball, Seifenblasen, Stofftier, Spielauto etc. Evtl. Socken, Mütze, Handschuhe, Schal

Bitte packen Sie alle aufgelisteten Produkte in die Päckli! Nur so kommen die Päckli ohne Probleme durch den Zoll und können einfach und gerecht verteilt werden.

In Zusammenarbeit mit

PC 30-222249-0 | IBAN CH74 0900 0000 3022 2249 0



avc-ch.org



ostmission.ch



hmk-aem.ch



lio.ch



Meditation Schweiz



Interreligiöse Ausbildung

| | |
|------------------------|-----------|
| Meditation | 2022-2024 |
| Meditationslehrer/in | 2022-2026 |
| Spirituelle Begleitung | 2022-2030 |

Beginn
29. April 2022

Im Landguet Ried
in Niederwangen
bei Bern

Inhalte

- Yoga und indische Philosophie
- ZEN, Mahayana- und tibetischer Buddhismus
- Islamische und christliche Mystik
- Moderne: Gurdjieff, OSHO, Thich Nhat Hanh
- Praxis aktiver und stiller Meditation
- Entwickeln eigener Methoden
- Dyaden-Meditation zur Selbsterforschung

Referenten

Bruno Baumgartner
Meditationslehrer und Supervisor

Peter Hüseyin Cunz
Dipl. Ing. ETH, Sufi-Scheich

Vasumati Hancock
BA, internat. Dozentin für humanist. Psychologie

Georg Klaus
Dr. phil., Präs. Deutsche Ges. für alternative Medizin

Joachim Nelles Dr. med., Psychiater und Yogalehrer

Georg Schmid
Prof. Dr. theol., Religionswissenschaftler und Buchautor

Peter Wild
Theologe und Buchautor, Meditations- & Yogalehrer




Auch als Weiterbildung geeignet für Menschen in sozialen und therapeutischen Berufen.

Info & Anmeldung

Margrit Meier & Erika Radermacher Schaufelweg 26, 3098 Schliern bei Köniz, Schweiz
T: 031 951 60 68 | E: info@meditationschweiz.ch
www.meditationschweiz.ch


kultour
052 235 10 00
www.kultour.ch



Spanien Silberweg

MIT RENÉ MEIER


20. – 29. MAI 2022



Ostsee-Kreuzfahrt

MIT RUEDI JOSURAN


26. MAI – 5. JUNI 2022



Deutschlands Hansestädte

MIT PFR. U. & E. ZIMMERMANN

9. – 16. JUNI 2022



Irland & Nordirland

MIT ADRIAN ACKERMANN-KUONEN

9. – 18. JUNI 2022

Porträt

Aus Respekt vor der Kraft der Natur

Tierschutz Grosse Mittel hat Barbara Habegger Scirè nicht, deshalb hilft sie den Tieren im Kleinen. Sogar defekte Schneckenhäuschen flickt sie.



Barbara Habegger Scirè führt ein Leben in Tuchfühlung mit der Natur und deren Geschöpfen.

Foto: Marco Frauchiger

An diesem Herbstnachmittag ist es noch warm genug, um sich auf einer Restaurantterrasse zu treffen. Barbara Habegger Scirè hat eine Papierrolle dabei, die sie nun entrollt. Zum Vorschein kommen Computerausdrucke, die selbst verfertigte Fotos zeigen: Naturbilder, an der Mittelachse gespiegelt. Ein Baum und sein seitenverkehrter Zwilling. Ein symmetrisches Wolkengebilde. Ein zugefrorener Teich in geometrischer Ebenbildlichkeit. Aufgrund dieses Spiegeltricks entstehen entlang der Zentralachse Gebilde, die an Hundeköpfe erinnern, ein Leopardengesicht, Gnomen und allerlei weitere Fantasiewesen.

«Diese Aufnahmen stehen für mich symbolisch für die verborgenen Kräfte, die der Natur innewohnen», sagt die Hettiswilerin, die selber ein Leben in enger Tuchfühlung mit der Natur führt. Sie setzt sich auf ihre Weise für die Umwelt und insbesondere für die Tierwelt ein.

Zeit für Mitgefühl

«Ich bin nicht besonders vernetzt, lebe eher zurückgezogen und habe auch kein Geld, das ich in grosse Projekte investieren könnte, deshalb beschränke ich mich darauf, unmittelbar in meinem nahen Umfeld zu wirken», führt sie aus. Eine Tierschützerin im Kleinen also, mit

scharfem Blick fürs Unspektakuläre und scheinbar Marginale.

Sie stosse auf so manches, was sie zum Handeln antreibe. Zum Beispiel Schafe, die sich in den Weide-

Barbara Habegger Scirè, 54

Ausgebildet im Detailhandel, war die Bernerin lange im Schichtbetrieb tätig und wechselte später ins Büro. Auch als Haus- und Tiersitterin ist die zweifache Hundehalterin Barbara Habegger Scirè tätig. Von 1983 bis 2013 war sie zudem als Rock- und Folksängerin auf der Bühne zu sehen.

netzen verheddert haben. Gestrandete Bienen und Hummeln, welche Zuckerwasser brauchen, oder Igel auf der Strasse. So hilft sie vielen hilfsbedürftigen Tieren und ermuntert die Menschen, denen sie begegnet, mit offenem Herzen für die Natur unterwegs zu sein.

Ihre Achtsamkeit geht so weit, dass sie sogar vergiftete Häuschenschnecken mit einer sanften, aber zeitintensiven Wasserkur kuriert. «Acht von zehn Schnecken kann ich so retten», sagt sie.

Eine Spezialität von ihr ist die Reparatur von Schneckenhäusern am lebenden Tier. «Wenn die Gartenbesitzer das Schnittgut im Grüncontainer mitsamt den darin hausen-

.....
«Leider vergisst der Mensch immer wieder, dass auch er der Natur entstammt.»

den Nützlingen zusammenpressen, werden auch Schnecken gequetscht, was oft zu Brüchen am Häuschen führt», beobachtet sie. Manche Risse und Löcher lassen sich aber reparieren. Hierzu verwendet sie Kreppklebband und, wenn nötig, auch Splitter von Eierschalen. Die Patientin kommt dann in ein artgerecht eingerichtetes Faunarium, wo sie auch zerriebenen Kalk von einer Sepiaschale zu fressen bekommt. Die defekte Stelle am Häuschen verkalkt von innen her, das Klebband kann entfernt und die Schnecke in die Natur entlassen werden – in den naturbelassenen Gartenbereich eines befreundeten Paares.

Der kleine Sieg

«Auch wenn es nur Schnecken sind: Sie sind Glieder einer natürlichen Kette und Teil von etwas viel Grösserem, als wir Menschen es sind», sagt Barbara Habegger Scirè. Leider vergesse der Mensch immer wieder, dass auch er der Natur entstamme. «Die Natur und das Leben erfüllen mich mit grossem Respekt, es ist schon fast ein gläubiges Gefühl.»

Übrigens: Vergangenen Sommer hat sie im Gemeinschaftsgarten, den sie mitbewirtschaftet, kein einziges Schneckenkorn mehr gesehen, nur noch tierfreundliche Schranken wie Schneckenzaun oder Setzlingsbecher. «Das mag mit Blick auf die ganze Welt eine kleine Sache sein, aber für mich ist es ein grosser Erfolg», sagt sie. Hans Herrmann

Gretchenfrage

Christine Brand, Krimi-Autorin:

«Ich glaube nicht, dass es das Böse als solches gibt»

Wie haben Sies mit der Religion, Frau Brand?

Ich bin aus der Kirche ausgetreten. Ich finde Religionen in kultureller Hinsicht zwar durchaus interessant, und ich liebe es, in fremden Ländern Tempel oder Kirchen zu besichtigen. Grundsätzlich bin ich jedoch überzeugt, dass die Welt ohne Religionen ein friedlicherer Ort wäre. Überdies haben viele Religionen die Modernisierung verpasst und sind völlig aus der Zeit gefallen.

Kinder brauchen Märchen. Brauchen Erwachsene Krimis?

Wir Erwachsenen können gut ohne Krimis auskommen – und trotzdem mögen viele Menschen Krimis. Sie können dadurch etwas Aufregung in ihr Leben bringen, an einem Abenteuer teilhaben, ohne sich in Gefahr zu begeben. Interessanterweise sind ja auch viele Märchen eigentliche Krimis: Da werden Kinder entführt, junge Frauen gefangen gehalten, Räuber gejagt.

In Krimis ist viel vom Bösen die Rede. Warum fasziniert es so?

Der Tabubruch fasziniert. Ekel, Abscheu, aber auch Lust spielen dabei eine Rolle, gerade wenn moralische Grenzen überschritten werden. Da tun Menschen ungeheuerliche Dinge, die wir niemals wagen würden, wir empfinden Neid und Empörung zugleich. Das gibt uns einen Nervenzickel und einen Adrenalinschub – aber bitte von der sicheren Warte aus. Es geht auch um Voyeurismus: Wir sind froh, dass es einen anderen trifft und nicht uns selbst.

Kriminalbeamte sind Priester der Moderne, die uns «weltlich» vom Bösen erlösen. Einverstanden?

Nein. Weil ich nicht daran glaube, dass ein Priester irgendjemanden vom Bösen erlösen kann, und weil ich bezweifle, dass es «das Böse» als solches gibt. Auf der Anklagebank vor Gericht sitzt nie «das Böse», nie «ein Monster», da sitzt immer ein Mensch. Ermittlerinnen und Ermittler helfen, die Rechtsordnung wiederherzustellen und die Bevölkerung vor nachfolgenden Taten zu schützen. Interview: Hans Herrmann

Auf meinem Nachttisch

Outline
Eine Lesereise direkt ins Blaue

Peter Bichsel meinte in einem Interview, er wundere sich über das Ansehen, das Viellesern entgegengebracht werde. In Wahrheit seien sie Faulenzer, die Zeit und Arbeit vergässen und ganze Tage mit Lesen verplemperten. Damals zählte auch ich mich zu ihnen. Am liebsten las ich liegend im Bett. Meine Lieblinge waren Philip Roth, Joseph Roth, Marlene Streeruwitz, Zeruya Shalev, Dostojewski, Tolstoi, Updike – ich weinte, als ich mit dem fünften und letzten Band von «Hasenherz» fertig war. Das war damals. Heute bin ich Pfarrerin. Auf meinem Nachttisch liegen zwar Bücher, doch wenn ich endlich im Bett bin, schlaf ich auch gleich ein. Zum Lesen braucht es Zeit und

Musse, um Sätze wie diesen aus Joseph Roths «Radetzky marsch» über Frau von Taussig auszukosten: «Allmählich gewöhnte sie sich daran, Männer kommen und gehen zu sehen, das Geschlecht der kindischen Riesen, die täpischen Mammutinsekten glichen, flüchtig und dennoch von schwerem Gewicht; eine Armee von plumpen Toren, die mit bleiernen Fittichen zu flattern versuchten; Krieger, die zu erobern glaubten, wenn man sie verachtete, zu besitzen, während man sie verlachte, zu geniessen, wenn sie kaum gekostet hatten; eine barbarische Horde, auf die man trotzdem wartete, solange man lebte.» Übermorgen fliege ich in die Ferien. Mit im Gepäck ist ein Buch

mit dem Titel «Outline». Es soll ein guter Roman sein über eine Schriftstellerin, die nach Athen reist, um dort einen Schreibkurs zu geben. Mehr weiss ich nicht. Wie im echten Leben möchte ich mich überraschen lassen. Denn wer will schon wissen, wie es enden wird, noch bevor es richtig angefangen hat?

Rachel Cusk: Outline. Suhrkamp, 2018, 235 Seiten, Fr. 17.20



Ivana Bendik, 60
 Pfarrerin in Chur



Christine Brand (48) ist Krimi-Erfolgsautorin. Sie lebt in Zürich und auf der ganzen Welt. Foto: zvg